

Nr. 20. Posen, den 14. Mai. 1893.

Der Freund des Todes.

Eine phantastische Geschichte aus dem Spanischen des Don Pedro de Alarcon.
Deutsch von Babette Arnous.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Wie! Du hast den Vizegrafen umgebracht?"

„Ich? . . ." rief der Tod mit einem gewissen spöttischen Schrecken aus. „Go t bewahre mich davor, ich habe ihn nicht umgebracht; er tödtete sich selbst."

„Oh!"

„Doch still! es weiß noch niemand; seine Familie glaubt, daß der arme Jüngling in diesem Augenblicke seinen Nachmittagsschlaf hält. Also! Laß sehen, wie Du es verträgst. Helene, die Gräfin und der Herzog sind nur wenige Schritte von Dir entfernt . . . Jetzt oder nie."

Mit diesen Worten trat der Tod an das Lager. Gil Gil folgte seinen Schritten.

In jenem Zimmer waren eine Menge Hofleute versammelt, unter ihnen auch der Herzog von Monteclaro. Allen war die Weissagung des jungen Arztes bekannt, nach welcher die Gräfin binnen drei Stunden sterben solle; als sie es nun beinahe bewahrheitet sahen, da die eben noch heitere, gesunde Frau jetzt fast leblos und von heftigen Krämpfen verzerrt war, nahm ihr Grauen und ihre Bewunderung für unsern Helden zu.

Die Gräfin selbst konnte Gil Gil kaum wieder erkennen; sie streckte ihm zitternd und flehend die eine Hand entgegen, während sie die andere auf ihr Herz preßte.

Alle Umstehenden entfernten sich von dem Lager und Gil Gil stand allein bei der Sterbenden.

VIII.
Die Seele.

Gräfin Rionuevo, die schreckliche Feindin Gil Gils, die eine so verhaßte Rolle in unserer Erzählung spielt, war nicht alt und häßlich, wie sich viele vorstellen mögen . . . Die physische Natur ist zuweilen lügnerisch.

Die Sterbende war fünf und dreißig Jahre alt und stand in der Blüthe ihrer Schönheit. Sie war schlank, kräftig und ebenmäßig gebaut. Ihre Augen, blau wie das Meer und so trügerisch wie dieses, bergen schmachtend und mild, wie sie schienen, unergründliche Tiefen. Die Frische ihrer Lippen, die Zartheit ihrer Haut bekundeten, daß weder Schmerz noch Leidenschaft diese gefühllose Schönheit berühren konnten. Und doch mußte selbst der Mitleidsloseste Theilnahme empfinden, der sie jetzt als dies Leidensbild erblickte.

So erging es selbst Gil; er haßte diese Frau und doch überschlich ihn ein Gefühl des Jammers, als er mechanisch die schöne Hand ergriff, die sie ihm entgegenstreckte und zu ihr flüsterte:

„Kennen Sie mich?"

„Rettet mich," entgegnete die Sterbende, ohne auf Gils Frage zu antworten.

Bei diesen Worten sah der Arzt seinen Freund, den Tod, sich dem Bette nähern und sich auf die Ellenbogen stützend gegen das Kissen lehnen.

„Rettet mich," wiederholte die Gräfin, welcher die Todesfurcht schon enthüllt hatte, daß unser Held sie haßte. „Ihr seid ein Zauberer! Man sagt, daß Ihr mit dem Tode sprecht! . . . Rettet mich."

„So fürchten Sie sehr zu sterben?" fragte Gil Gil verächtlich. Denn die dumme Todesfurcht, das thierische Entsetzen, welches keinen andern Gedanken aufkommen ließ, verstimmte ihn tief. Er wollte den selbstsüchtigen Sinn derjenigen, die so viel Leid über ihn gebracht hatte, in die rechte Bahn lenken und rief ihr zu:

„Gräfin! denken Sie an Gott! Gedenken Sie der Vergangenheit und der Zukunft, denken Sie an Ihren Nächsten. Retten Sie Ihre Seele, da der Körper Ihnen nicht mehr gehört."

„Ach! muß ich sterben!" rief die Gräfin entsetzt.

„Nein! Sie werden nicht sterben."

„Ich sterbe nicht!" schrie die Frau mit wilder Heiterkeit und heiserer Stimme.

Der Jüngling fuhr mit unnahbarem Ernst fort:

„Nein, Sie werden nicht sterben, denn Sie haben nie gelebt. Ihre Seele wird zu neuem Leben geboren werden, welches für sie zu einer ewigen Qual werden wird, wie es für die Gerechten eine ewige Seligkeit ist."

„Ach, so sterbe ich also doch," sagte die Kranke, indem sie zum ersten Male in ihrem Leben Thränen vergoß.

„Nein Gräfin, sterben werden Sie nicht," wiederholte Gil Gil mit ernster Würde.

„Oh, habt Mitleid mit mir!" rief die Arme, von neuem Hoffnung schöpfend.

Der Jüngling entgegnete ihr: „Bereuen Sie, Gräfin. Ihre Seele wird nicht sterben und die Reue kann Ihnen die Thore der ewigen Seligkeit öffnen . . ."

„Oh, mein Gott," seufzte die Gräfin ganz vernichtet.

„Sie thun nicht wohl, Gott anzurufen, ohne Reue zu fühlen . . . ich kann Ihnen nur wiederholen, retten Sie Ihre Seele. Ihr schöner Körper, Ihre irdischen Götzen und Heiligthümer haben jetzt ein Ende. Schönheit, Gesundheit, zeitliches Leben und jene Besitzthümer, welche Sie sich auf unrechtmäßige Weise aneigneten, all Ihren irdischen Reichthum werden Sie verlieren. Heut Abend noch werden Sie Staub sein, Verwesung und Vergänglichkeit warten Ihrer und Vergessenheit wird Ihr Loos sein. Denken Sie an Ihre Seele!"

„Wer seid Ihr?" fragte die Gräfin mit dumpfer Stimme ihren erstaunten und entsetzten Blick auf Gil Gil heftend. „Ihr haßt mich . . . Ich muß Euch früher gekannt haben! . . . wer seid Ihr? . . . Ihr tödtet mich . . ."

In diesem Augenblicke legte der Tod seine bleiche Hand auf das Kissen der Kranken und sagte:

„Mache ein Ende, Gil! . . . die Stunde der Ewigkeit naht . . . mache ein Ende."

„Ach! ich möchte nicht, daß sie stirbt," entgegnete Gil, „sie könnte sich bessern und ihre begangenen Sünden wieder gut machen. Rette Du ihren Körper, ich will ihre Seele retten."

„Endige, Gil, endige! Die Stunde der Ewigkeit schlägt."

„Arme Frau!" sagte der Jüngling, die Gräfin mitleidig betrachtend.

„Ach! Ihr erbarmt Euch meiner!" hauchte die Sterbende mit unsäglicher Weichheit. „Ach, niemand war gut und dankbar gegen mich . . . niemand liebte mich . . . niemand fühlte das Erbarmen mit mir, welches Ihr empfindet! . . . Ach, bemitleidet mich, laßt mich Eure sanfte Stimme hören, mein Herz wird weich bei dem Klange der Trauer, der aus ihr spricht! Sie sprach die Wahrheit, denn erregt durch die Todesfurcht, von Gewissensbissen bekümmert und in Angst vor der Strafe, beklagte die Gräfin jetzt, was ihr Stolz und ihre Hartherzigkeit auf Erden angerichtet hatten. Jetzt, in der letzten Stunde meldete sich ihre Seele durch jene Seufzer. Ihre Seele, die bisher in den untersten Tiefen ihres Geistes geschlummert hatte; ihre stets geduldige und gemißhandelte Seele war reich an Heldenmuth und ließ sich mit der betrübten Tochter lasterhafter und verbrecherischer Eltern vergleichen, welche nachdenkt, schweigt und sich den Blicken verbirgt, welche im einsamsten Winkel des Hauses kniet und weint, bis sie endlich eines Tages Reue bei ihnen wahrnimmt und wieder Muth schöpft, sich in ihre Arme stürzt und sie ihre reine göttliche Stimme hören läßt, dem Lerchengesang gleich, welcher der Morgenröthe entgegenjauchzt, wie Himmelsgesang nach der Finsterniß der Sünde den ersten Schimmer der Tugend begrüßt.

„Sie fragen, wer ich bin," erwiederte Gil, der dies alles verstand. „Ich weiß es selbst nicht. Ich war Ihr Todfeind, doch jetzt hasse ich Sie nicht mehr . . . Sie haben die Stimme der Wahrheit . . . die Stimme des Todes vernommen und Ihr Herz hat geantwortet. Ich trat an ihr Schmerzenslager, um mein Glück zu erbitten . . . aber ich bin schon befriedigt und würde ohne dasselbe fortgehen, denn ich glaube an Ihrer Glückseligkeit gearbeitet, Ihre Seele gerettet zu haben! — Göttlicher Jesus! Ich habe keine andere Bitte mehr: vergieb ihr ihre Schuld . . . ich bin zufrieden . . . ich bin glücklich!"

„Wer bist Du, geheimnißvoller, erhabener Jüngling? Wer bist Du, der Du so gut und so schön wie ein Engel des Lichts an mein Sterbelager trittst und mir süße, milde Worte in meinen letzten Augenblicken sagst?" drängte die Gräfin, ängstlich Gil Gils Hände ergreifend.

„Ich bin der Freund des Todes," antwortete der Jüngling. „Es wird Sie nicht befremden, weil Ihr Herz frei ist. Ich habe im Namen des Todes mit Ihnen geredet und dadurch habe ich Sie überzeugt. Ich bin als Gesandter jener mitleidsvollen Gottheit gekommen, welche der Friede auf Erden, die Wahrheit der Welt, der Erlöser des Geistes, der Bote Gottes, mit einem Worte, Alles — ist, nur nicht das Vergessen. Das Vergessen, Gräfin, gehört dem Leben an, nicht dem Tode! Denken Sie nach . . . Sie werden mich erkennen."

„Gil Gil!" rief die Gräfin, die Sinne verlierend.

„Ist sie jetzt todt?" fragte Gil seinen Freund.

„Nein, sie lebt noch eine halbe Stunde lang."

„Gut, so werde ich sogleich weiter mit ihr sprechen."

„Gil!" seufzte die Sterbende.

„Vollendet," flüsterte der Tod.

Der Jüngling beugte sich über die Gräfin, deren schönes Antlitz in neuer, göttlicher Schönheit strahlte; und jene Augen, aus denen das Feuer des Lebens einem schmachtenden, traurigen Licht gewichen war, jener schwer athmende Mund, den das Fieber geröthet, die weißen, brennenden Hände, der blendende Hals, der sich in unsäglicher Angst streckte, kurz alles an ihr hatte einen solchen bewältigenden Ausdruck von Sanftmuth und Reue angenommen, bekundete so innige Liebe, so heißes Flehen, ein so unendlich feierliches Versprechen, daß Gil Gil ohne Zögern den Herzog von Monteclaro, den Erzbischof und drei andere Edelleute, die sich an die andere Seite des Zimmers zurückgezogen hatten, herbeirief und zu ihnen sagte:

„Hört die öffentliche Beichte einer Seele, die zu Gott will!"

Die Gerufenen umgaben das Lager der Sterbenden, mehr durch das vergeistigte Aussehen der Gräfin als durch Gils Worte hingerissen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Glücklicher.

Studie nach dem Leben von Victor Blüthgen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Schwager reist ab, und dem Zurückbleibenden ist schwül. Zum ersten Male ist die wirkliche Sorge da. Den über seine Stimmung verwunderten Frauen deutet er Abends unbestimmt an: er habe sich ein wenig zu sehr festgelegt mit dem Gelde, brauche baar und könne es nicht locker machen. Sie können das ganz und gar nicht fassen! Ein wohlhabender Mann wie er!

Aber der wohlhabende Mann kann stundenlang nicht einschlafen vor Sorge und Aufregung.

Gott sei Dank: der Schwager schickt rechtzeitig die 400 Mark, und er befördert sie weiter, an die Berliner Messerfabrik, wie mit dem neuen Kompagnon verabredet worden. Nun kann die Fabrikation der hunderttausend Lieutenantsscheeren beginnen! Es hat höchste Eile, Ravené Söhne wollen noch ein Weihnachtsgeschäft zu machen versuchen.

In drohender Ferne stehen die restlichen 4000 Mark, die doch wahrscheinlich noch im Winter zu schaffen sind. Er bekommt nur 275 Mark Hypothekenzins Anfangs October von Weinberg.

Wenn nur wenigstens von dem Kapellmeister etwas herauszuschlagen ist!

* * *

Anfang Oktober wird der Prozeß entschieden, der Kapellmeister zur Zahlung verurtheilt. Er hat sich gar nicht gemeldet. Das zieht sich noch durch den ganzen Oktober hin: dann kommt ein Protokoll vom Exekutor.

„Pfändung fruchtlos, das ganze Mobiliar und Hausgeräth gehört der Frau."

Und es kommt noch etwas: ein Brief des Büchsenmachers, ein Entrüstung athmender Brief. Aus dem ganzen Weihnachtsgeschäft wird nichts. Irgend ein Mensch muß von der Lieutenantsscheere gehört, sie gesehen haben — eine Legion Lieutenantsscheeren sind auf den Weinachtsmarkt geworfen worden, in Berlin hat sie jeder einschlägige Laden. Ravené Söhne

sagen, für diese Weihnachten könnten sie damit gar nicht mehr kommen, es frage sich überhaupt, ob damit noch ein Geschäft zu machen sei. Freilich, diese Scheere sei eine total andere, die Arme des Lieutenants seien hier in die Seite gestemmt, und deshalb könnten diese Scheeren den Vergleich mit seiner Scheere nicht aushalten. Aber eben jene Verschiedenheit lasse es fraglich erscheinen, ob der Spitzbube, der die Idee der Lieutenantsscheere gestohlen, gesetzlich zu fassen sei. Bitter und Bunkenburg meinen, sie wollen es mit einem Prozeß probiren, freilich könnten sie nicht für den Erfolg garantiren, es käme auf das Urtheil des Richters an und das sei nie zum Voraus zu berechnen. Ob Heller die Kosten daran wenden wolle?

Daran wenden? Die Kosten? Er hat ja nichts, er ist da um 2000 Mark geprellt worden und außer sich darüber — er soll 4000 Mark schaffen, und hat keinen Pfennig — er hat auf eine Weihnachtseinnahme gerechnet und sich glänzend getäuscht und nun soll er noch die Kosten hinter einem zweifelhaften Proceß herwerfen.

Das ist einfach zum Verrücktwerden!

An dieser verdammten Lieutenantsscheere wird er zu Grunde gehn. O, warum hat er nicht statt ihrer die Meerschaumpfeife mit dem verborgenen Rauchbild, oder die schwanzwackelnde Ente oder sonst etwas Anderes gewählt! Ist er denn wie verfolgt vom Unglück?

Dieser Glückliche!

Er schickt ein Telegramm ab: „Fabrikation womöglich vorläufig einstellen." Und er schreibt einen Brief hinterher: Man müsse der zweiten Lieutenantsscheere für diese Weihnachten den Markt lassen, das helfe nichts. Einen Prozeß, der irgendwie unsicher, wünsche er nicht. Es habe daher auch keinen Zweck, jetzt weiter zu fabriziren.

Er hat den stillen Gedanken: daß er durch diesen Unglücksfall wenigstens von der Beschaffung der 4000 Mark auf längere Zeit hinaus erlöst wird. Kommt Zeit, kommt Rath!

Der Büchsenmacher schreibt zurück: „Ich kann nur bedauern, daß Sie gegen diesen Lumpenhund, der mir die Idee meiner Lieutenantsscheere gestohlen, nicht vorgehen wollen. Es ist noch gar nicht gesagt, daß wir nicht durchkommen und er zu Entschädigung verurtheilt wird. Mit dem Fabrikanten habe ich gesprochen, der steift sich auf unsere Geschäftsabmachung, wenigstens will er auf alle Fälle für 6000 Mark fabriziren."

„Gut," schreibt Heller zurück, „er soll für 6000 Mark fertig machen und dann einhalten. Wir können ja diese erst versuchsweise auf den Markt bringen."

„Eine Idee!" meldet triumphirend der Büchsenmacher, „Ich werde Dienstleute nehmen und unsere Lieutenantsscheere bis zum Fest in den Straßen hier verkaufen lassen. Es wird doch ein Geschäft gemacht, zugleich die Probe, wie der Artikel geht. Ich zweifle gar nicht am Erfolg. Wer unsere Scheere gesehen hat, kauft die andere nicht. Sind Sie einverstanden?"

Antwort: „Ja, wenn keine Auslagen damit verbunden sind."

Eine Last ist von Heller's Seele gewälzt: die Sorge um die 4000 Mark. Das Leben sieht ihn wieder freundlicher an.

Aber was ist aus seinem schönen Gewinn geworden! Eine Hypothek von 10,000 Mark, auf der 5400 Mark Schulden ruhen, für 6000 Mark Lieutenantsscheeren, ein Schuldschein für 500 Mark und einer für 5000 Mark von seinem Schwager — diese beiden ohne jede Sicherheit.

Das hilft nun nichts. Sein Schwager schreibt: die 4000 Mark sind nicht flüssig zu machen — ihm ist das jetzt gleichgültig.

* * *

Es ist wahr: er hat sich in diesem Wirrwarr von Verdruß, Aufregung und Sorge sehr wenig um die braven Hausleute bekümmert. Und wenn er wie sonst den Abend unten zubrachte, ist er wenig artig und liebenswürdig, vielmehr recht hart einsilbig und langweilig gewesen. Fräulein Minna hat ihm das mit großer Zurückhaltung und allerlei spitzen Reden vergolten, die er garnicht bemerkt zu haben scheint.

Ist er denn wirklich früher so weit gegangen, daß die Frauen Grund haben, ihn für einen ernstlichen Bewerber um Fräulein Minna zu halten?

Eines Morgens bringt Frau Briesemeister den Kaffee und „möchte ein ernstes Wort mit ihm reden". Ihre Tochter sei übel daran. Der viele und intime Umgang des Herrn Heller mit derselben habe alle früheren Bewerber um sie verscheucht, weil jeder voraussetzte, der Miether habe ernstliche Absichten. So könne das nicht fortgehen, ihre Tochter habe jetzt ihre beste Zeit zum Heirathen, und Herr Heller müsse sich entscheiden: entweder er erkläre sich Minna, oder er müsse sich von den Frauen zurückziehen. Sie halte ihn für einen sehr ordentlichen und anständigen Mann — aber Alles habe seine Grenzen.

Da klang allerlei wieder, was die Frauen unter sich gesprochen haben mochten; sein Benehmen in der letzten Zeit hatte sie offenbar aufsässig gemacht.

Heller dachte an Selma Mehring. Der Winter kam wieder, ihr Geburtstag, die Gesellschaften, das Eislaufen, . . . wenn er sich denn einmal entscheiden mußte, so wäre es Thorheit gewesen, die Chancen aufzugeben, die er auf jener Seite hatte und welche sein Herz unterstützte.

„Ja — wenn Sie durchaus auf eine Entscheidung bestehen: jetzt kann ich nicht daran denken, mich zu verloben, Frau Briesemeister. Ich stecke in geschäftlichen Unternehmungen und Sorgen, die ich unbedingt erst geklärt haben muß. Sie wissen, ich habe Fräulein Minna ganz gern . . . aber wenn sie durchaus nicht warten kann" (hier spielte er den Empfindlichen) — „so will ich nicht im Wege stehen. Das wäre sündhaft. Wenn sie eine gute Partie machen kann, um meinetwillen soll sie sich die nicht verschlagen."

(Fortsetzung folgt.)

Mein Freund Schulze.

Humoreske von E. R. Liebscher. (Nachdruck verboten.)

Er war ein närrischer Kauz, mein Freund Alfred Schulze. Er hielt sich für unwiderstehlich und für einen Don Juan, wozu er absolut keine Anlagen besaß. Auch ein Renommist war er. Freilich ein durchaus gutmüthiger, unschuldiger Renommist. Er renommirte damit, daß er ein großer Gourmand sei. Zwar verstand er Menu's aufzustellen, welche die Bewunderung der größten Feinschmecker erregen mußten, allein seine Freunde wußten, daß er in irgend einer Stehbierhalle zu frühstücken pflegte und für 60 Pfg. im Abonnement — ohne Bier — zu Mittag aß. Und doch nahm er an, daß wir die abenteuerlichen Schilderungen seiner kulinarischen Genüsse und seiner vielen Eroberungen glauben würden. Und wenn mein Freund Schulze Morgens auf die Redaktion kam, so fragte sich Jeder der Kollegen: „Was wird Schulze uns heute wieder vorlügen?" Trotz seiner Münchhausiaden aber war er bei seinen Kollegen sehr beliebt. Ich aber bin ihm gar zu Dank verpflichtet, denn durch ihn fand ich meine — Braut.

Eines Tages trat Schulze glückstrahlend in unser gemeinschaftliches Redaktionszimmer. Er versicherte, Austern und Rüdesheimer genossen zu haben und schnalzte mit der Zunge, wie ein Schwelger beim Nachgeschmack genossener Delikatessen. Als ich ihn überrascht anblickte, fügte er hinzu: „Du staunst? — Du wirst noch mehr überrascht sein, wenn ich Dir sage, daß ich sie kennen gelernt habe — einen Engel."

„Hat er mit Dir gefrühstückt?"

„Scherze nicht — von Werner's Schwester ist die Rede."

„Ah! Agnes Werner? Sie soll sehr hübsch und liebenswürdig sein."

„Hübsch — sie ist schön, hinreißend schön, so schön, daß ich um ihretwillen meine Freiheit opfere. Fahr' hin, Du öder Junggesellenstand — mir winkt ein Paradies, dessen Eva Agnes ist."

Wochenlang renommirte Schulze gar nicht, sondern erzählte nur von Fräulein Werner. Ich muß gestehen, daß die vielen Schilderungen der Reize seiner Angebeteten mich neugierig gemacht hatten, das Mädchen kennen zu lernen. Und ich war sogar erfreut, als mir Freund Schulze eines Tages mittheilte, es sei bei Werners schon mehrfach von mir gesprochen worden, und als er mich fragte,

ob ich nicht dort einen Besuch machen wollte. Am nächsten Sonntage folgte ich dem Wink und würde von Frau Werner liebenswürdig empfangen. Agnes war leider ausgegangen. Ich wurde gebeten, am Mittwoch Abend wieder zu kommen und mußte meine Neugierde bis dahin bezähmen. Der Mittwoch kam endlich heran, und mit Schulze betrat ich das Haus der Werners. Was ich den Abend über dort gesprochen habe, was dort geschehen ist: ich weiß es nicht mehr. Ich sah nichts, als ein Paar blauer Augen, sie wanderten mit mir nach Hause und folgten mir in meinen Traum. Und als ich am nächsten Morgen vor dem Spiegel stand, da blickte mir ein Anderer daraus entgegen. Ich war verliebt — ein schrecklicher Zustand! Ich konnte in keine Zeitung sehen, kein Buch aufmachen, aus dem mir nicht die blauen Augen entgegengeleuchtet hätten. Ihr Bild drängte sich in alle meine Gedanken. Dazu kam noch das quälende Bewußtsein eines Vertrauensbruches, den ich an meinem Freund Schulze beging. Er liebte sie ja auch und liebte sie länger als ich. Vielleicht wurde er wieder geliebt!

Der Zweifel darüber, ob meine Angebetete mich jemals würde lieben können, und ob sie nicht schon meinen Freund liebte, sowie andere nüchterne Ueberlegungen hatten mich schon etwas ruhiger gemacht, als ich sie am nächsten Mittwoch wiedersah. Ich konnte beobachten, und was ich sah, erfüllte mich mit Seligkeit, denn mein Freund Schulze wurde nicht geliebt. Inzwischen rückte ein Ball immer näher, auf dem ich meine Liebe zu erklären beabsichtigte. Leider schien mein Freund Schulze sich dasselbe vorgenommen zu haben, denn er folgte meiner Agnes wie ihr Schatten und raubte mir jede Gelegenheit, mich zu erklären. Das ist ja auch nicht so einfach. Jedenfalls ging der Ball vorüber, Werner's fuhren nach Hause, ohne daß Agnes erfahren hätte, was mir so heiß auf dem Herzen brannte.

Traurig gingen wir Beide, nachdem Agnes das Fest verlassen hatte, fort. Der helle Lichterglanz erschien uns trübe; es fehlte das Licht, welches am hellsten gestrahlt. Das Fest schien uns verödet, seit die Königin es verlassen. Wir wanderten durch die Straßen und kehrten endlich im Café ein, um dort noch einen Schlaftrunk zu nehmen.

„Sag' mal Schulze," fragte ich jetzt meinen Freund, „glaubst Du wirklich, daß Fräulein Agnes Dich liebt?"

Er blickte mich halb ärgerlich, halb verlegen an und antwortete: „Darüber wollte ich mir heute Gewißheit verschaffen, aber Du Unglücksmensch warst mir ja immer im Wege. Wollte ich von meiner Liebe sprechen, so frug sie nach Deiner Herkunft und Sippe just wie Heine's schöne Sultanstochter und ich antwortete ihr scherzend, Du seist vom Stamm der Asra."

„So, und was antwortete sie?"

„Nun, sie lächelte und meinte, es sei zum Glück keine Sultanstochter auf dem Balle und vielleicht fändest Du Erhörung, wenn Du liebtest."

„Das sagte sie?" — Ich hätte aufjauchzen mögen, als ich sein gutmüthiges Gesicht und seine arglose Miene sah. Von diesem Tage an trafen wir uns oft des Abends bei Werners und waren uns immer im Wege. Der Winter ging darüber hin und ich wäre wohl noch heute gänzlich unverlobt, wenn nicht der Frühling in's Land gezogen wäre. Er kam auf dem nicht mehr ganz ungewöhnlichen Wege mit den sehnsuchtsvollen Liebesliedern der Nachtigallen, mit dem zarten jungen Frühlingsgrün, dem warmen Hauch der zu neuem Leben erwachenden Mutter Erde — „la terre entre en amour" nennen es die Franzosen. Und so ein rechter, warmer Frühlingsabend war es, an welchem Schulze und ich — immer dieser unvermeidliche Schulze mußte mit dabei sein! — die Damen abholen durften. Da gingen wir denn, Agnes und ich, durch den grünenden Park. Der Mond blickte voll vom wolkenlosen Himmel und goß silbernen Glanz auf die blühenden Sträucher, auf die vom Abendwinde leis bewegten Wipfel der Bäume, die sich vor uns neigten. Die Nachtigallen schlugen und trafen unsere Herzen und als wir gar sahen, wie sich auf einer Bank in der Seufzerallee zwei Menschen küßten, da — — fragte mein Freund Schulze natürlich: „Hören Sie die Nachtigall?" Welch' eine dumme Frage! Ob wir sie hörten! In unseren Herzen sangen tausend Nachtigallen, sie sangen viel schöner, als die hier im Park, und wir verstanden ihren Gesang zu deuten. Nein, diesmal war er doch zu spät gekommen. Das Eis war gebrochen und noch vor dem Ausgang aus dem Park wußte ich Alles, Alles; auch Agnes wußte, daß ich „morgen kommen" würde. Unterdessen hielt Freund Schulze meiner zukünftigen Schwiegermutter wieder einen Vortrag über die Ehe und ahnte nicht, daß ihm die Braut soeben „weg verlobt" war. Armer Schulze!

Noch nie in meinem Leben habe ich so ein verdutztes Gesicht gesehen, als dasjenige war, welches mein Freund Alfred Schulze zu der Mittheilung von meiner Verlobung mit Agnes Werner machte. „Sooo?" war das Einzige, was er sagte und dies „Sooo?" war ein Wermuthstropfen in meinen Freudenbecher. Aber wie Verliebte nun einmal sind: ich hatte sein „Sooo?" sehr bald vergessen, zumal auch Schulze sich kein Leids anthat und bald wieder der Alte war. Wir Verlobten aber genossen das trunkene Glück der Liebe. Wir träumten von der Hochzeit und Hochzeitsreise an die See. Nicht nach Helgoland oder nach einem der Modebäder wollten wir unser Glück tragen. Ein weltfremdes Fischerdorf am Ostseestrande gedachten wir aufzusuchen. Dort weiß ich ein Plätzchen, an dem es sich gut träumen läßt. Der prächtige Buchenwald steigt bis zum Strand hernieder. Ein kleines Waldthal, von mächtigen Buchen bekränzt, mit Haselsträuchern bestanden, öffnet sich dem ewigen Meer. Die Stürme, welche das Meer bewegen, und den nahen Wald durchbrausen, stören nicht die friedliche Ruhe des Thales, wo wir sitzen, Agnes und ich, und auf das Meer hinausschauen. Vor uns die Brandung. In nimmer müdem Spiel drängen die Wellen ihre schaumgekrönten Häupter an den Strand, her zu uns als grüßende, glückverheißende Boten einer zukunftreichen, goldigschimmernden Ferne. Und dann steigt die Sonne ins Meer hinab. Sie gießt rothglühendes Licht auf das Wasser. Als flüssiges Gold tanzt es auf den bewegten Wellen. Leise rauschen dazu die Buchenwipfel. In unsern Herzen aber singen die Nachtigallen, wie einst im Mai, als wir uns verlobten.

Verlobt war ich nun, d. h. „heimlich". Die offizielle Verlobung sollte am Geburtstage meiner Schwiegermutter stattfinden.

Der ersehnte Tag kam heran. Mein Freund hatte sich gut vorbereitet: nicht nur mit einigen Tischreden, sondern auch noch besonders mit einem neuen Bratenrock und mit neuen Lackstiefeln. Letztere sollten ihm verhängnißvoll werden! Gleich als er sie anzog, fand er, daß die Stiefel — besonders der rechte — etwas „prall" säßen, und er mußte die dünnsten Sommerstrümpfe wählen, die er besaß und die er schon eine Weile getragen hatte, so daß der große Zeh bereits fleischlich durchschimmerte. Ich sah dies Stiefel-Manöver mit an, als ich ihn abholen kam. Er war in der besten Laune von der Welt. Unterwegs erzählte er mir, daß er auf das Brautpaar einen seemännischen Toast ausbringen werde: Mich wollte er als modernen Columbus feiern, der glaubens- und ahnungsvoll ausfuhr, ein altes Land zu suchen, und der ein neues fand.

Nachdem die Verlobung verkündet worden, setzten wir uns zu Tische. Meine Braut hatte den Freund in der Voraussetzung, daß sich aus einer geschlossenen Verlobung immer eine neue entwickeln müsse, neben ihre Cousine plazirt. Aber der sonst so Redselige brachte heute fast keinen Ton heraus. Stumm saß er neben dem hübschen Mädchen, welches gern von meinem Freund unterhalten sein mochte. Einige Gläser Wein, die er getrunken hatte, schienen ihn noch schweigsamer zu machen. Unterdessen wurden Toaste ausgebracht und als dritter Redner in der Reihe der ciceronisch begabten Gäste erhob sich Freund Schulze, um in nautischen Bildern die Geschichte unserer jungen Liebe zu veranschaulichen. Eben hatte er mich als Columbus kühn auf das Meer der Hoffnungen hinaussteuern lassen, da entfuhr seinem Munde ein Wehschrei, der an das Nothsignal eines schiffbrüchigen Dampfers gemahnte. Seine muntere Nachbarin hatte ihn auf den schmerzensreichen Fuß getreten. Dies brachte ihn aus dem Kurs. Er stotterte, wischte sich den Schweiß von der Stirne, trank Wein um sich zu sammeln, setzte von Neuem ein mit der Phrase: „Als unser Columbus die Geliebte erblickte, da rief er jubelnd: „Land, Land, Land . . .""

Weiter kam der Redner nicht. Aechzend fiel er auf den Stuhl nieder und rief in kläglichem Tone: „Dieser Stiefel bringt mich um!"

„Aber was ist Ihnen? Sind Sie nicht wohl?" rief man von allen Seiten und jeder glaubte, daß der Schuh ihn wo anders gedrückt habe, als am Fuße. Seiner Gedächtnißschwäche schrieb man sein Fiasko zu. Schulze aber benutzte den Augenblick, wo ein anderer Redner ihn ablöste, um sich von dem Stiefeldruck zu befreien. Es gelang ihm, den Quäler unter dem Tische los zu werden. Sobald er sich befreit fühlte, wandte er sich seiner hübschen Nachbarin zu, er wurde heiter, gesprächig und witzig. Aennchen so hieß die Kleine, besaß ein hübsches Gesicht mit Grübchen, aus denen schalkhafte Liebesgötter hervorkicherten. Grübchen aber waren Schulzens Schwärmerei! Hatte er nun zu tief in die strahlenden Augen des schönen Mädchens oder zu viel in's Glas gesehen, oder begeisterten ihn die Grübchen, genug, Schulze wurde kühner und kühner.

Das Verlobungsdiner ging zu Ende. Schon fing man an mit den Stühlen zu rücken. Bald standen einige Gruppen, nur mein Freund saß noch in eifriger Unterhaltung mit seiner Nachbarin. Man wurde auf die Beiden aufmerksam. Sollte sich da etwas anspinnen? Da sah der Glückliche sich um und bemerkte sich allein noch an der Tafel sitzend, denn auch seine Dame war inzwischen aufgestanden. Jetzt plötzlich kam ihm seine Stiefellosigkeit zum Bewußtsein. Er hatte gehofft, in dem Wirrwarr des allgemeinen Aufstehens unter dem Vorwande, eine heruntergefallene Serviette aufzuheben, sich seinen Unglücksstiefel wieder anziehen zu können, allein das ging nun nicht mehr; er mußte aufstehen. Nun stand er da im Strumpf, der sein Unschuldsweiß schon verloren hatte. Ach, und der große Zeh hatte die feine Hülle die ihn umgeben, ganz durchbohrt und starrte trostlos gen Himmel. — Es erhob sich ein Fragen, Flüstern und Kichern unter den Damen, als mein armer Freund hinausschlich. Ich trug ihm den Unglücksstiefel nach, aber ich fand meinen Freund nicht mehr. Er war die Treppe hinabgeeilt und in einer Droschke nach Hause gefahren. Es that uns Allen leid, daß er gegangen, und seine Tischnachbarin hat es am meisten bedauert.

Als ich meinem Freunde diesen letzteren Umstand erzählte, sagte er traurig: „Sie hat auch über mein Pech gelacht, sie ist herzlos." Schulze hat überhaupt die Ehe verschworen und will Junggesell bleiben.

Verantwortl. Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.